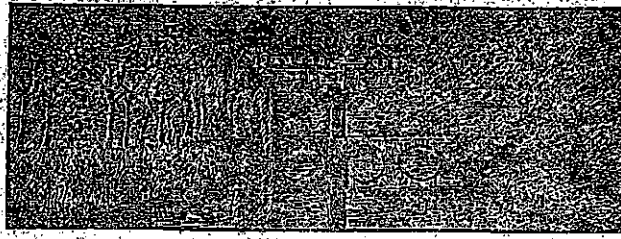


Brühler Heimatblätter

zur Pflege heimatlicher Geschichte, Natur- und Volkstunde.

Erscheint jeden Monat als Beilage der „Brühler Zeitung“, auch gesondert zu beziehen zum Jahrespreis von 6 M., Einzelnummer 50 Pf.



Schriftleitung:
Seminar-Oberlehrer J. Nießen
Druck und Verlag:
Buchdruckerei P. Becker, Brühl

Nr. 3

März 1922

3. Jahrgang

Brühl in den „Lebenserinnerungen“ von Karl Schurz.

Von Dr. Wilhelm Simper.

Der Name Karl Schurz ist sicherlich vielen Lesern dieser Blätter nicht unbekannt; war er doch einer der hervorragendsten Deutschamerikaner, ein hochbegabter und charaktervoller Mann, der in seiner neuen Heimat rasch von Stufe zu Stufe stieg. Bald nach seiner Ueberfiedlung nach Amerika (1852) wurde er einer der einflussreichsten Führer der jungen republikanischen Partei; der Präsident Abraham Lincoln, mit dem er befreundet war, ernannte ihn zum Gesandten in Spanien; diesen Posten gab er auf, um als eifriger Gegner der Sklaverei in dem großen nordamerikanischen Bürgerkriege auf Seiten der Nordstaaten gegen die Südstaaten zu kämpfen, wobei er es bis zum General brachte. Später wurde er Bundes senator für Missouri, und 1877—81 war er Minister des Innern. Bis zu seinem Tode (14. Mai 1906) war er einer der warmherzigsten und erfolgreichsten Verfechter des Deutschtums in den Vereinigten Staaten.

Und was hatte diesen Mann bewogen, seine deutsche Heimat zu verlassen? Als Bonner Student wurde er von dem Freiheitskämpfer des Jahres 1848 mächtig ergriffen. Mit seinem Lehrer und Freunde Gottfried Kinkel nahm er 1849 an dem mißglückten Sturm auf das Siegburger Zeughaus und an dem Aufstand in der Pfalz und in Baden teil. In der Festung Rastatt mitgefangen, entkam er durch eine höchst abenteuerliche Flucht ins Elsaß und weiter in die Schweiz. Alle Freunde der rheinischen Literaturgeschichte wissen, wie er dann im Jahre 1850 den zu lebenslänglichem Zuchthaus „begrabigten“ Dichter G. Kinkel mit heldenhafter Freundestreue, allen entgegenstehenden Schwierigkeiten zum Trotz, aus seiner Gefängniszelle in Spandau befreite und glücklich nach England begleitete. Von dort ging er dann zwei Jahre später nach Amerika.

Karl Schurz war am 2. März 1829 in Liblar als Sohn eines Lehrers geboren und verlebte dort seine Kindheit. Während dieser Zeit hat er in Brühl einen Teil seiner Ausbildung bekommen, die dann später auf dem Jesuitengymnasium zu Köln fortgesetzt wurde. Als er hochbetagt seine „Lebenserinnerungen“ niederschrieb und darin zunächst seiner Kindheit in der rheinischen Heimat gedenkt, da berichtet er auch ausführlich, wie er fleißig nach Brühl gewandert ist, und was er unterwegs und in der Stadt alles erlebt hat. Hören wir, was er uns da erzählt: *)

*) Die „Lebenserinnerungen“ von Karl Schurz gehören zu den wertvollsten und bestgeschriebenen Werken dieser Art. Die erste Auflage erschien in 3 Bänden 1906, 1907 u. 1912 bei Georg Reimer in Berlin. Die hier mitgeteilten Auszüge finden sich im 1. Bande, S. 17—19, 37—40, 50 u. 51.

„Wir Kinder sollten alle Musik lernen, ich zuerst; und so wurde denn, als ich eben sechs Jahre alt war, ein altes kleines Klavier angeschafft, das keine Pedale und keine Dämpfung hatte und auch sonst noch mit vielfachen Mängeln behaftet war, aber doch noch genügte, um mir zu den anfänglichen Fingerübungen zu dienen. Mir kam das Instrument sehr schön vor, und ich sah es mit einer gewissen Ehrfurcht an. Nun galt es, einen Musiklehrer zu finden... So wurde denn beschlossen, daß ich wöchentlich zweimal nach der etwa anderthalb Stunden Wegs entfernten kleinen Stadt Brühl gehen müsse, wo es einen musikalisch recht gut geschulten Organisten Namens Simons gab. Der Weg führte durch einen großen Wald, „die Bille“ genannt; aber er war eine wohlgepflegte, breite Chaussee, auf der eine Postkutsche ging, und wenn es sich günstig traf, so erleichterte mir der Postillon zuweilen meine musikalische Wanderung, indem er mich bei sich auf dem Bod sitzen ließ.

Nach einiger Zeit wurde mir mein jüngerer Bruder Heribert als musikalischer Mitschüler beigegeben, und damit trat auch eine Erweiterung meiner Studien ein. Während nämlich mein Bruder bei dem vortrefflichen Herrn Simons seine Klavierstunde hatte, benützte ich die freie Zeit, um bei dem Pfarrkaplan *) in Brühl, einem gestreng aussehenden „geistlichen Herrn“, die Anfangsgründe des Lateinischen zu lernen. So wanderten wir denn zweimal die Woche zusammen nach Brühl und zurück. Unterwegs vergnügten wir uns damit, zweistimmige Lieder zu singen, und da wir beide mit richtigem Gehör begabt waren und es uns an Stimme nicht fehlte, so mag es ziemlich gut geklungen haben. Wenigstens erregten wir die Aufmerksamkeit der Leute, die des Weges kamen. Es geschah sogar einmal, daß eine Reisegesellschaft, um uns zuzuhören, ihren Wagen halten ließ, ausstieg, uns zum Niedersitzen unter den Bäumen einlud und uns dann mit allerlei guten Dingen aus ihrem Proviantkorb zu bestimmen suchte, unser ganzes Repertoire herzusingen.

... Mit dem Eintritt in mein neuntes Jahr hielt mein Vater dafür, daß ich der Dorfschule in Liblar entwachsen sei. Er schickte mich daher zur Elementarschule in Brühl, die mit dem dortigen Lehrerseminar in Verbindung stand und als eine Mutterschule galt. Die Schulzimmer befanden sich in einem alten Franziskanerkloster, das auch das Seminar beherbergte, und ich erinnere mich mit Grauen der Qual, die mein empfindliches musikalisches Gehör aushielt, als mein Vater, um mich dem Hauptlehrer Grönings **) vorzustellen, mich durch einen langen

*) Joh. Herm. Jos. Schmittmann, siehe „Dr. Heimatblätter“, 1921, Nr. 3.

**) 1828—1845 Hauptlehrer in Brühl, wurde 1845 Seminarlehrer in Kempan.

Gang des alten Gebäudes führte und aus jeder Fensternische die Fingerringe eines Seminaristen auf der Violine hervortlangen, so daß ich wohl ein Duzend dieser Instrumente zugleich hörte. Der Elementarunterricht, den ich unter der Leitung des Herrn Grönings, eines wohlunterrichteten, methodisch strengen Mannes und ausgezeichneten Lehrers empfing, war vortrefflich, und daneben wurden die lateinischen Stunden beim Kaplan und die musikalischen bei dem guten Herrn Simons fortgesetzt. Nun mußte ich mich auch schon früh daran gewöhnen, unter fremden Menschen zu leben. Im Winter wohnte ich die Woche hindurch in Brühl im bescheidenen Hause einer Meßgerwitwe; nur Samstags nachmittags ging ich nach Bibrar, und zwar in Begleitung meines Bruders Heribert, der an diesem Tage morgens nach Brühl kam, um seine Klavierstunden zu nehmen. Dann hatte ich den Sonntag im elterlichen Hause, um Montags früh wieder abzumarschieren. Im Sommer hingegen machte ich den Weg von Bibrar nach der Schule in Brühl und zurück jeden Wochentag.

Da traf uns ein schweres Schicksal. An einem trüben Wintermittag, als ich aus der Schule kommend in mein Kosthaus in Brühl eintrat, war ich erstaunt, meinen Vater da zu finden. Ich las Unglück in seinen Augen. Mehrmals versagte ihm die Stimme, indem er mir mitteilte, daß mein Bruder Heribert nach sehr kurzer Krankheit an einer Lungenentzündung gestorben sei. Erst am vergangenen Montag hatte ich ihn in blühender Gesundheit verlassen. Das war ein furchtbarer Schlag. Mein Vater und ich wanderten durch den Wald nach Hause, einander bei den Händen haltend und sprachlos still vor uns hinweinend. Lange konnte ich mich über diesen bitteren Verlust nicht trösten. Noch Monate nach dem Tode meines Bruders, wenn ich mich im Walde allein befand, rief ich laut seinen Namen aus und bat Gott, daß, wenn er ihn mir nicht wiedergeben könnte, er mir wenigstens den Geist des Gestorbenen möge erscheinen lassen.

Dann fühlte ich das Bedürfnis, auf meinem einsamen Wege zwischen Brühl und Bibrar meine Gedanken zu beschäftigen, und so gewöhnte ich mir an, im Gehen zu lesen. Mein Vater half mir dabei. Da sein literarisches Urteil sich einigermassen durch die Uebersetzung bestimmen ließ, und er pflichtschuldigst Klopstock zu den großen deutschen Dichtern zählte, die man „gelesen haben müsse“, so glaubte er, Klopstocks Messias zu sein, und er gab mir das Exemplar, das er besaß. Die ganze Messias zu lesen, wird heutzutage für eine kaum zu bestehende Prüfung menschlicher Ausdauer gehalten, und es gibt wohl nur noch wenige Deutsche, die sich in Wahrheit rühmen können, ohne Notwendigkeit das Ungeheure geleistet zu haben. Ich bin einer der wenigen. Ich las die sämtlichen zwanzig Gesänge zwischen Brühl und Bibrar durch, nicht allein mit Standhaftigkeit, sondern einen großen Teil wenigstens auch mit tiefem Interesse. Freilich traf ich unter den pomphaften Hexametern auf manche, die mir sehr geheimnisvoll klangen. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß ich wohl noch zu jung sei, diese großartige Schöpfung ganz zu verstehen. Anderes berührte mich als erhaben schön, und mein naiver Kindersinn war dann wahrhaft erbaut. Bei meinen väterlichen Literaturstunden habe ich mich nie wieder zu so andächtiger Wertschätzung Klopstocks aufschwingen können. Nachdem ich mit der Messias fertig war, ließ mein Vater mich sogar einen ansehnlichen Teil von Tiebges „Urania“, einem Werk, auf das er große Stücke hielt, auswendig lernen, und mit einer Reihe von Gedichten Gellerts, Herders, Bürgers, Langbeins, Körners und anderer wurde ich auf ähnliche Weise bekannt. So war ich denn, als die Zeit für meinen Eintritt in die unterste Klasse des Gymnasiums kam, im Punkte der Belesenheit wie in anderen Richtungen anständig vorbereitet.

... Mein Vater, der mich sehr liebte und seinen Stolz auf mich gesetzt hatte, hielt streng darauf, daß ich als Schüler meine Pflicht tat. Am Ende jeder Woche mußte ich ihm von jedem meiner Lehrer in Brühl ein schriftliches Zeugnis über mein Verhalten bringen. Diese Zeugnisse waren immer gut. Nur einmal hatte ich mich durch ein gar zu schönes Räuberspiel mit meinen Schulgenossen in Brühl verleiten lassen, die Vorbereitung meiner lateinischen Lektion zu versäumen, und dieses Verbrechen wurde vom Kaplan in meinem Zeugnisbuche ordnungsmäßig vermerkt. Schämte ich mich meines Fehlers, oder fürchtete ich meines Vaters Strenge — kurz, als ich Samstags nach Hause kam, suchte ich meinen Vater glauben zu machen, der Kaplan habe mein Zeugnis zu schreiben vergessen, oder etwas dergleichen. Mein unsicheres Wesen überzeugte meinen Vater sogleich, daß da etwas nicht richtig sei, und ein paar Fragen brachten mich dazu, den wahren Sachverhalt zu gestehen...

... Als ich, etwa neun Jahre alt, in Brühl zur Schule ging, hielt sich dort eine wandernde Truppe auf, die leichtere Schauspiele und Komödien aufführte. Ihr Hauptstück war Körners „Hedwig, die Banditenbraut“. Mein Oheim Ferdinand, der einmal in Brühl über Nacht bleiben mußte, führte mich hin. Es war das erstemal, daß ich wirkliche lebende Menschen auf der Bühne sah. Die Hauptrolle, die des Bösewichts Rudolph, wurde mit all den zähnefleischenden Fragen gespielt, deren man sich auf einem solchen Landtheater versehen konnte; da ich das jedoch damals noch für bare Münze nahm, so blieb ein starker Eindruck nicht aus. Aber unwillkürlich fühlte ich mich zum Nachdenken angeregt über das, was vor meinen Augen vorging, und ich konnte nicht zu einer so befriedigenden Illusion kommen, wie früher im Puppentheater mit seiner schönen Genöfesa. Diese zur Kritik neigende Stimmung empfing einen furchtbaren Anstoß, als ich die Banditenbraut, jetzt in Gesellschaft meines Vaters, zum zweiten Male sah. Im letzten Akt soll, dem Texte nach, Hedwig den über eine Falltür gebückten Bösewicht Rudolph mit einem Flintenkolben niederschmettern. Auf der Bühne in Brühl war dies jedoch so geändert worden, daß Hedwig den Bösewicht nicht mit der Flinte erschlagen, sondern erschießen sollte. Als nun in der Vorstellung die Schauspieler in der Rolle der Hedwig die Flinte abdrückt, versagt das Schloß mit einem leisen Klack. Rudolph bleibt über die Falltür gebückt stehen in der Hoffnung, möglichst bald getötet zu werden. Die Hedwig spannt den Hahn noch einmal und drückt ab, aber wieder umsonst. Die arme Schauspielerin steht ratlos da. Im Zuschauerraum die tiefste Erwartung. Nun kommt hinter den Kulissen ein Ruf hervor in dem lauten Flüsterton, der ein ganzes Haus füllt, und in unverkennbar reinstem Brühler Dialekt: „Hau en met da Kollef op den Kopf! Hau en!“ (Hau ihn mit dem Kolben auf den Kopf! Hau ihn!) worauf Hedwig die Flinte gemächlich umdreht und Rudolph, der geduldig mehrere Minuten lang auf einen jähen Tod gewartet hatte, mit dem Kolben auf den Kopf schlägt. Rudolph stürzt hin, das Publikum bricht in ein wiehernes Gelächter aus und der erschlagene Bösewicht, wie er auf der Bühne liegt, kann sich nicht enthalten, daran teilzunehmen.

Im Zuschauerraum wollte das Lachen nicht aufhören. Ich hätte lieber weinen mögen. Auf mich hatte dieser Vorfall eine wahrhaft verblüffende Wirkung. Mit der reinen Hingabe an die Illusion und so auch mit der reinen Lust an dramatischen Darstellungen war es nun zu Ende, wenigstens bis mit künstlerische Leistungen einer höheren Art entgegentraten; und diese kamen glücklicherweise bald während meiner Schulzeit auf dem Gymnasium in Köln.“

Alemannische Sitten und Gebräuche.

(Schluß.)

Gesellige Unterhaltungen suchten die Nachbarn in früheren Zeiten weniger in den Wirtshäusern, als vielmehr in den Wohnungen kleinerer Leute, Handwerker und dergleichen, wo sie an den Sonntagnachmittagen und an den langen Winterabenden zusammentamen und sich durch Gesellschaftsspiele oder durch Erzählen von Gespenster- oder Spulgeschichten die Zeit zu vertreiben wußten. Durch solche Schauergeschichten wurden die anwesenden Burschen nicht selten so geängstigt, daß ihnen die Haare zu Berge standen und sie sich kaum getrauten, den Heimweg allein anzutreten. Leider hielt der Aberglaube damals sehr viele Gemüter gefangen und war oft von den schlimmsten Folgen begleitet. Der „Füermann“ ging als „brennende Seele aus dem Fegfeuer“ einher. Elster- und Ränzchen kündeten an, daß in dem Hause, wo sie sich zeigten, bald einer sterben müsse. „Federkränze“, die in Folge von Feuchtigkeit in den Betten sich bildeten, rührten vermeintlich von Hexen her. Krantheiten an Menschen und Vieh schrieb man ebenfalls irgend einer Hexe zu, die dann nicht selten ergriffen und auf die Folter gespannt wurde, bis sie vor unaussprechlichen Schmerzen den Anschuldigungen, die man wider sie erhob, zustimmte, dafür aber dann den Feuertod erleiden mußte. Wie manches arme Opfer hat in jener grauenvollen Zeit der Aberglaube verschlungen!

Zu den abergläubischen Gebräuchen, welche hin und wieder noch zur Anwendung kommen, gehört auch die sogen. „Sympathie“, eine Zauberkunst, die aus alten Besprechungsformeln und Zaubersprüchen besteht. Sie ist von den Personen, die sie üben, schwer zu erlernen, da sie die Kunst sorgfältig hüten und hüten müssen; denn nach dem Volksglauben geht durch Verrat derselben ihre Wirkung verloren. Es gelang uns, folgende Zaubersprüche zwischen alten Papieren hervorzuholen: „Für gebrannte Menschenglieder. Dieser Brand, soll Versinken aus dem Fleisch in den Sand, und soll und Muß hehlen, In Nahmen des Vaters, und des Sohns, und des H: geistes, Amen. — Für geschnittene oder andere Wunden. Dieses Fleisch soll und Muß hehlen, In Nahmen usw. Jedes zu dreymal Repetiert.“

Gewisse Tage und Jahre galten als Unglückstage, so insbesondere alle Freitage und der St. Johannstag (24. Juni), von dem es im Volksmund hieß: „Om Zint Jam mot'r ene dran (sterben); ene hueche Klammer daff ene bepe Schwämmmer.“

Manche Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren geben uns Aufschluß über ihre sinnige Naturbeobachtung und Naturauffassung. Pflanzen und Tieren legten sie allerlei gute oder böse Eigenschaften bei; Naturerscheinungen wußten sie, natürlich nicht ohne abergläubische Beirat, gut oder böse zu deuten. Den Vögeln und den Blumen haben sie ihre Sprache abgelauscht und in sinnigen Sprüchen oder Volksliedern wiedergegeben. Aus dem, was sich im Kempener Lande noch aus der Vögelsprache erhalten hat, ei hier einiges zusammengestellt. Die Wachtel ruft: „Ried in id! Ried bin id!“ Die Goldamsel singt: „Gehs do net no Grierde? (Gresvath).“ Die Schwalbe zwitschert bei ihrer Wiederkehr im Frühling: „Als ed fott flog, als ed fott flog, wor Schopp on Schürer voll, — als d wiertom, als ed wiertom, wor alles versittsch“, oder versidelt on verzadelt on verzehrt.“ Der Goldammer Gerschamel singt: „Tüt, tüt, tüt, do weh mi Reh nit!“ dem Buchsiniengesang werden verschiedene Texte zugrunde gelegt, z. B.: „Tittsches, tittsches, hittsches Marie“, oder „Der Engel brachte Maria die Bottschaft“, oder „Sind, nd bis Riesche bal riep?“ Von der Meise, die sehr vieler legt, geht die Sage, daß, wenn man ihr jeden Tag n Ei aus dem Neste nehme und ihr dafür ein Steinchen netritus, sie bis 101 Eier legen werde. Vom Kuckuck

sagt man, daß er nur im Sommer rufe, und daß er sich im Winter in einen Sperber verwandele. (Diese Sage hat im Volke wohl dadurch Glauben finden können, daß der Kuckuck, ein Zugvogel, im Winter niemals angetroffen wird, der Sperber ihm aber in seinem Federkleide sehr ähnlich ist.)

Unter den Pflanzen gibt es wohl keine, die so sehr die Trägerin der Volkspoesie gewesen ist wie der Flachs. Da die Kempener Gegend vor nicht langen Jahren als „Flachland“ noch sehr geschätzt war, so liegt schon nahe, daß hier zur Zeit manche Sitten und Gebräuche mit dem Flachsbau und der Flachsbereitung verbunden waren. Am letzten „Blöstage“ erhielten die Arbeiter und Arbeiterinnen Weißbrot, und die Nachbarn wurden, nachdem sie einen Strang abgepflückt hatten, zum Kaffee eingeladen. Am „Räptage“ (dem Tage, an welchem die Ährner durch die Raufe abgezogen wurden) sang man während der Arbeit das „Räplied“. Es wurde „Räppapp“ (dicker Milchbrei) aufgetragen, und die Kinder bekamen dazu noch ein Butterbrot mit nach Hause. M.

Requisitionslasten in Brühl im Jahre 1796

(Aus den Brühler Ratsprotokollen.)

Vom 24. Januar 1796 an war der General Dahlen, dessen Truppen in Brühl die Winterquartiere bezogen, beim Municipalbeamten Baumeister Hadespiel einquartiert. Als Quartiergeld wurde mit demselben vereinbart:

1. Derselbe fordert nichts als Vergütung der Person des Generals Dahlen und seiner beiden Bedienten; 2. er übernimmt diejenigen Fremden, die der General zu Mittag oder Abend einladet, für das Mittagessen wird pro Person 40 Stüber, für Abendessen 20 Stüber gezahlt mit Ausnahme des Weins.

Am 12. Februar 1796 fand die öffentliche Versteigerung der Accise (Zölle) statt. Der Meistbietende war Joh. Jos. Müller mit 234 Gulden kölnisch. Die früheren Pächter Bertram und Balthasar Klitsch hatten 304 Gld. köln. gezahlt, waren bei der Versteigerung nicht erschienen.

An Stelle des Beigeordneten Hadespiel, der um seine Entlassung eingekommen war, wurde durch den Kantonsverwalter Eichhof J. Clausen in Rindorf wohnhaft als Municipalbeamter ernannt und eingeführt.

Municipalbeamten protestieren dagegen, weil Clausen ein „Ausländer“ sei, und keine Lokalkenntnisse habe und erklärten, falls Clausen in dieser Eigenschaft wirke, er alsdann seine Stelle niederlegen müsse. Die Distriktsbeamten wurden zusammenberufen. Daraufhin wurde am 25. Februar 1796 im Beisein von Maire Sievenbrun und Clausen die unter dem 19. Nivose erlassene Verordnung der Bezirksverwaltung vorgelesen, kraft welcher die Municipalität nunmehr in 4 Personen, nämlich dem Maire, zwei Besitzern und einem Sekretär bestehen soll und das bisherige von Distriktsbeamten besetzte Amt aufhören sollte.

Der Maire macht darauf aufmerksam, daß er in Folge der Ueberfüllung des Rathhauses mit Wachtube, Ordonanz- und Bodenzimmer sein einziges Zimmer zum Municipalitätszimmer hergegeben habe und, falls seine Wohnung nicht von Einquartierung befreit bliebe, er darauf bestehen müsse, daß in der Stadt ein Municipalitätszimmer gemietet und eingeweiht werde.

Fast jeder neue Tag brachte neue Einquartierung und sonstige Belästigungen der Bürger.

Am 12. Ventose wurden 200 Stück Hornvieh vom Kanton Brühl durch den Kriegskommissar Koparde requiriert. Der Kantonsverwalter Eichhof bat mit Rücksicht darauf, daß zu der Zeit die meisten Kühe trüchtig seien, sich mit der Hälfte zu begnügen, veranschlagt auf 11112 Pfund. Das Vieh sei zu repartieren und von den nächst gelegenen Bauern innerhalb 24 Stunden, von den entfernteren 48 Stunden, zu liefern. Es habe sich aber

auch jemand angeboten, die Fleischlieferung das Pfund zu 11 Stüber zu übernehmen.

21. März 1796. Der Maire Lievenbruid wurde gemäß Ordre des Genie-Kommandanten durch ein Detachement von drei Chasseurs nach Düsseldorf geholt, um sich daselbst zu verantworten, warum die ausgeschriebenen Schanzarbeiter nicht erschienen seien.

Nach seiner Rückkehr teilte er mit, daß er in Düsseldorf sich mit dem Genie-Kommandanten Dakbroix in die Verschanzungen hinbegeben, und da habe sich herausgestellt, daß von 135 Mann zu stellenden Arbeitern nur 63, und zwar aus etlichen Dörfern in doppelter Zahl dort gewesen, weil die abzulösenden aus Mangel an anderen Arbeitern zurückgehalten wurden. Und mit nicht geringem Erstaunen hat er wahrgenommen, daß über die Hälfte der Gemeinden des Brühler Distrikts ihre Arbeiter nicht gestellt habe. (Schluß folgt.)

Wissenschaftliche Fortbildungskurse in rheinischer Geschichte,

veranstaltet vom Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn in der Zeit vom 19.—22. April 1922.

Die Zusammenfassung der Rheinlande in geschichtlicher Betrachtung ist begreiflicherweise noch jung; aber gerade unsere Zeit hat in starkem Maße das Bedürfnis danach, und zwar sowohl in wissenschaftlichem wie in heimatkundlichem Interesse. Um diesem Bedürfnis abzuhelfen, hat sich das Institut für geschichtliche Landeskunde an der Universität Bonn entschlossen, Kurse einzurichten, die zunächst die Grundfragen der rheinischen Geschichte — im weitesten Sinne gefaßt — behandeln sollen, indem die wichtigsten Ergebnisse der neuesten Forschung festgestellt werden und auf die dringendsten zu erledigenden Forschungsaufgaben hingewiesen wird. In diesem Jahre beginnt es mit dem ersten Teil dieser Kurse, in dem Geschichte und Aufbau sowohl des Staates, wie auch der Kirche behandelt werden. Es finden folgende Vorträge statt: Römische Zeit, 3 Stb., Prof. Sadee, Bonn, Mittelalter bis 1250, 2 Stb., Prof. Levison, Bonn, Territorialzeit 3 Stb., Prof. Plaghoff, Bonn, Zeit der Fremdherrschaft, 1 Stb., Prof. Haschagen, Köln, Preussische Zeit, 2 Stb., Prof. Spahn, Köln, Innerer staatlicher Aufbau, 3 Stb., Prof. Mübin, Bonn, Neukere Geschichte der kath. Kirche, 4 Stb., Prof. Neuf, Bonn, Neukere Geschichte der evang. Kirche, 2 Stb., Prof. Goeters, Bonn. Der Kurs ist in erster Linie eingestellt auf Akademisch-Gebildete, doch wird auch mit der Teilnahme anderer ernsthafter Forscher auf dem Gebiete der rheinischen Geschichte gerechnet. Die Einladungen an die Lehrerschaft sind durch die Regierungen ergangen.

Es wird vom Institut aus dafür gesorgt, daß eine genügende Anzahl von Wohnungen für die Kursteilnehmer verfügbar ist; nach Möglichkeit in den Studenten- bzw. für Damen in den Studentinnenheimen, und in Privatquartieren. Für die Verpflegung zu sorgen, hat sich die mensa academica bereitgefunden. (Mittag- und Abendessen, Mittags: Suppe und Fleisch mit Beilage freibleibend gegen eine Vergütung von 10 M., Nachspeise wird besonders berechnet. Abends: 8 M.)

Die Anmeldung zur Teilnahme muß enthalten: Name, Stand, Wohnort, Wohnung; außerdem die Angaben, ob die Vermittlung einer Wohnung gewünscht, ob Beteiligung am Essen der mensa academica beabsichtigt ist a) Mittag und Abendessen, b) nur Mittagessen, endlich die Mitteilung, an welchem Tage der Gemeldete ankommt und ob er vormittags oder nachmittags zu erwarten ist. Die Anmeldung muß bis zum 1. April beim Institut vorliegen. Eine Teilnehmerkarte wird hierauf als Bestätigung

des Empfangs der Anmeldung zugesandt.

Die Teilnehmer werden gebeten, sich nach ihrer Ankunft in Bonn sogleich im Institut, Poppelsdorfer Allee 25, Erdgeschoß, einzufinden, wo ihnen gegen Vorzeigen ihrer Karte eine Wohnung angegeben und der abendliche Treffpunkt bekannt gemacht wird.

Begrüßungsabend: Mittwoch, den 19. April.

Schlussabend: Samstag, den 22. April.

Sonntag, den 23. April findet ein Ausflug in das Siebengebirge statt; Montag, den 24. April bei genügender Teilnehmerzahl eine Führung durch das Münster, geleitet von Prof. Neuf.

In beschränktem Maße können Reisebeihilfen gewährt werden, die für Studienzwecke durch das Provinzialschulkollegium, für die Volksschullehrer durch die Regierungen zur Verteilung gelangen. Katholische Geistliche, mögen sich an Herrn Prof. Neuf, Bonn, Humboldtstraße 9, evangelische Geistliche an Herrn Prof. Goeters, Bonn, Goebenstraße 34 wenden. Weitere Auskunft erteilt das Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn, Poppelsdorfer Allee 25.



Heimatliteratur



Die Schule im Dienste der Heimatforschung. Von Seminaroberlehrer Nießen. 13. Heft der „Wege und Wege“. Schriften über pädagogische Gegenwartsfragen in zwangloser Folge. Herausgegeben von Dr. Heinrich Kösters, Oberschulrat im Provinzialschulkollegium zu Koblenz, Heidelberg, 1922, Verlagsbuchhandlung Willy Ehrig, 80, 87 S. Preis 15 M.

Mit aller Wärme und Begeisterung tritt der als Heimatforscher in weiten Kreisen bekannte Verfasser für eine tiefere Erfassung der Heimat ein. Er erblickt darin eine der dringendsten Angelegenheiten des deutschen Volkes und seiner Schulen, hebt hervor, daß einsichtige Volksführer und Schulmänner recht erkennen, was die Heimat für Jugend und Volk bedeutet, welche Bildungswerte in der Heimat liegen. In der Heimatfreude und Heimatliebe erkennt der Verfasser die Grundlagen wahren Volksglücks und Völkerr Friedens. Er hofft, daß unser armes Vaterland aus dem Heimatboden neue Kraft zu seinem nationalen und wirtschaftlichen Aufstieg schöpfen, und je tiefer es seine Wurzeln in den Heimatboden senken werde, um so glücklicher seine Zukunft sein werde. Daran zu helfen, sei Sache der Heimatforschung, an der die Schule, welche die Jugend und damit die Zukunft hat, in erster Linie beteiligt sein müsse. Wie sie das kann, legt der Verfasser in der erschöpfendsten und anregendsten Weise dar. In wahrhaft poetischer Ausdrucksweise führt er uns prächtige Stimmungsbilder der Heimat, aus dem Eisellande und vom Rhein, aus Westfalenland und Niederrhein, vor und erläutert daran das Verhältnis von Heimatstimmung und Heimatforschung. Dann folgen wir ihm durch die Geschichte der Heimatforschung und lesen mit Spannung, wie er die wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und pädagogischen Werte der Heimatforschung herauschält. Wir durchwandern mit ihm die Gebiete der Heimatforschung: Naturleben, Heimatgeschichte, Volkskunde und Heimatkunst, lernen als Mittel der Heimatforschung Beobachten und Wandern, Untersuchungen und Versuche, Sammlungen und Heimatmuseen, Heimatbüchereien und Archivstudien schätzen. In dem Kapitel Heimatforschung und Schulpraxis (Heimatkunde, Heimatlehre und Heimatpflege) zeigt sich der Verfasser besonders als ein erfahrener, tiefgründender Schulmann, der sein reiches Wissen auch an die Schüler heranzubringen versteht. Ihm zu folgen, ist eine wahre Lust. Wer nach diesem anregendem Buche die Heimat betrachtet und durchforscht, wird sich eine ungetrübte Freuden- und Kraftquelle für Geist und Gemüt erschließen, und Eltern und Lehrer werden diese Segensquellen auch ihren Kindern zufließen lassen. M. L.